

Volkstribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 12.

Sonnabend, den 24. März 1888.

II. Jahrgang.

Der Schluß des Reichstages. — Es muß noch viel schlimmer kommen. — Die Arbeiterbewegung und die materialistische Geschichtsauffassung von Marx und Engels. — Henri Rochefort und die französischen Arbeiter. II. — Wie das Programm der amerikanischen Ritter der Arbeit entstand.

Gedicht. — Wasserstoth von Max Kreher. — Novelle von Bruno Wille. — Die amerikanischen Arbeiter und die Freihandelsfrage. — Arbeiterinnenelend in der City Londons. — Ein drohender Baukrach in Berlin. — Ist zwischen den freien Hilfsklassen und den Zwangsklassen wirklich Licht und Schatten ungleich vertheilt?

Politisches und Sozialpolitisches. — Gewerkschaftliches und Arbeiterversicherung. — Kleine Mittheilungen. — Vereine und Versammlungen.

Bei der Stadtverordnetenwahl,

welche diese Woche im 13. Berliner Bezirk stattfand, haben die Arbeiter der Reichshauptstadt eine geradezu unvergleichliche Disziplin gezeigt.

Bei der am 11. Dezember 1888 vollzogenen Nachwahl erhielt der sozialdemokratische Kandidat 773 Stimmen, der deutsch-freisinnige nur 310. Obwohl viele der alten sozialdemokratischen Wähler zweifellos noch immer persönlich auf dem Standpunkt der Betheiligung an kommunalen Wahlen beharrten, so fügten sie sich doch wie ein Mann dem Beschlusse der Sausjoncversammlung: am 21. März ist eine, schreibe und spreche „eine“ Stimme für Herrn Görci abgegeben worden!

Das ist eine Thatfache, welche für die Zukunft unserer Partei die größten Hoffnungen nicht als übertrieben erscheinen läßt, und die selbst bei einem Anhänger der Kommunalwahlen aufrichtigste Freude wecken muß. Denn man wird heute wohl auf allen Seiten die Wahrheit dessen eingestehen, was wir seinerzeit, vor der Wahl im 37. Bezirk, an dieser Stelle schrieben:

„Jede Partei kann sich Unflugheiten zu Schulden kommen lassen; daran geht sie nicht zu Grunde, am allerwenigsten, wenn sie eine so unverwundliche Lebenskraft besitzt, wie die Partei, deren Banner wir hochhalten! Aber keine Partei kann Disziplinlosigkeit in ihren Reihen einreihen lassen, am allerwenigsten kann dies eine Partei, die, wie die unsere, nach allen Seiten von Gegnern umringt ist!“

Die Arbeiter haben am 21. März den schönsten Sieg davongetragen: sie haben sich selbst bezwungen, sie haben gezeigt, daß ihnen die Entscheidung der Gesamtheit über ihren persönlichen Neigungen steht. Der Tag wird daher, so unbedeutend eine Kommunalwahl erscheinen mag, ein Ruhmesstag für die Berliner Arbeiter bleiben.

Die Session des Reichstages.

Am 24. November vorigen Jahres hatte der Reichstag seine Sitzungen wieder aufgenommen, am Dienstag schloß er sie nach fünfmonatlicher Dauer, und wenn man seine Verdienste um die allgemeine Wohlfahrt nach der Zahl der zu Stande gekommenen Nummern schätzen wollte, so würde des Ruhmens kaum eine Grenze zu finden sein.

Leider hat aber diese Volksvertretung im Allgemeinen nichts gethan, als das von der Regierung vorgeschriebene Pensum erledigt, etwa ebenso geduldig und gedankenlos, wie ein Gläubiger auf Befehl seines Beichtvaters seine Rosenkränze ableiert. Es hat Verhandlungen gegeben, wo Niemand mehr mit wirklichem Interesse bei der Sache und schließlich auch Niemand mehr in den Sitzungen war. So oft ist der Reichstag noch niemals beschlußunfähig gewesen, wie in diesem Winter; und wenn die Opposition von dem ihr zustehenden Recht, die Beschlußunfähigkeit auch wirklich feststellen zu lassen, nur in wenigen vereinzelten Fällen Gebrauch machte, so entsprang dies der vollständig richtigen Erwägung, daß eine bloße Verschleppung der Entscheidungen, ohne wirklich etwas an ihnen ändern zu können, keinen Sinn und Zweck habe. Wundern würde

sich allerdings das Volk, wenn es erführe, wie groß mitunter die Majoritäten waren, die über die weitere Entwicklung unserer inneren Politik formell entschieden.

Die Verhandlungen selber werden unseren Lesern noch ziemlich frisch vor dem Gedächtniß stehen, sodaß wir in unserem Rückblick kurz sein können.

Auch die letzte Session stand unter dem in Preußen-Deutschland alles beherrschenden Einfluß des Militarismus und des Agrarierthums.

Unter der Parole „für oder gegen das Septennat!“ ist im vorigen Jahre der Reichstag gewählt worden; mit der unveränderten Annahme des Militärgesetzentwurfes der Regierung begann er im Frühjahr seine Thätigkeit; mit dem neuen Wehrgesetz und den dazu gehörigen Vorlagen über eine Anleihe zu militärischen Zwecken und über strategische Bahnbauten im Osten des Reichs beschäftigte er sich in den letzten Wochen. Und charakteristisch für die Verschiebung der Stellung des gesamten Bürgerthums gegenüber dem Militarismus ist und bleibt es, daß selbst die Freisinnigen hier wie schwache Kähne zusammenknickten und den Widerstand aufgaben, den sie bei den Wahlen des Vorjahres noch stark betont hatten. Es ist das wieder einmal eine jener Thatsachen, die zeigen, daß sich große Parteiumwandlungen auch vollziehen können, ohne daß die alten Parteiverbände und Parteinamen dabei in Städten zu gehen brauchen.

Das Agrarierthum hatte in der ersten Session des Kartellreichstages seine Branntweinsteuer erhalten, in der zweiten erhielt es die Erhöhung der Getreidezölle. Die Verdoppelung der Brodsteuer, wie sie auf Andrängen der Großgrundbesitzer und des Landwirtschaftsrathes von der Regierung vorgeschlagen war, wurde zwar nicht vollständig durchgeführt. Es „gelang“ dem Abgeordneten Windthorst, seine Partei auf einen Fünfmarktzoll für Roggen und Weizen (statt des Sechsmarktzolls) zu einigen und auf dieser Grundlage eine scheinbare Ermäßigung durchzusetzen. Aber diese fiel denn doch so wenig ins Gewicht, daß die Agrarier ohne Zögern zugriffen; hatten sie doch zugleich die Genugthuung, daß nach anderer Richtung sogar über die Vorlage hinausgegriffen, daß der Hafenzoll noch weiter, als die Regierung vorgeschlagen, erhöht wurde. Die konservativ-kerikale Mehrheit, die in erster Reihe die Zollerhöhungen durchsetzte, erhielt hierbei Zuzug von Seiten der Nationalliberalen, von denen 22 für die Erhöhungen stimmten.

Bei dem Antrag auf Verlängerung der Legislaturperioden auf fünf Jahre übernahmen die Nationalliberalen sogar die Führung. Auch dem Gesetzentwurf über die Beschränkung der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen setzten sie keinen Widerstand entgegen. Der Antrag Adernann's über den Befähigungsnachweis brachte es hingegen nur bis zur zweiten Lesung, sodaß er vorläufig begraben ist.

Soviel wie für das Militär und für den Grundbesitz, schien der Kartellreichstag auch gegen die Arbeiter zu thun berufen. Hierbei kam es nun aber zu den seltsamsten Ueberraschungen, zu Enthüllungen, welche die Angeklagten zu Anklägern machten, und welche die ganze Situation derart veränderten, daß die Nationalliberalen nicht nur die Verschärfungen ablehnten, sondern grundsätzlich sich sogar gegen das Ausnahmegesetz erklärten und nur nochmals auf zwei Jahre zustimmen wollten, weil die nöthigen Zusatzbestimmungen zum gemeinen Recht augenblicklich noch nicht gefunden seien. Wir glauben nun zwar nicht, daß man sie auch in zwei Jahren gefunden haben wird; wir bezweifeln auch nicht, daß die Lage des Arbeiterstandes damit um nichts gebessert sein wird — aber für die Stärke des Eindruckes der sozialdemokratischen Enthüllungen war die Verlegenheit der sonst zu allen reaktionären Handlangerdiensten allzeit bereiten Nationalliberalen immerhin charakteristisch, wie denn auch die Annahme des unveränderten Gesetzes, und zwar nur auf zwei Jahre eine schwere Niederlage für die Regierung bedeutete. Mögen ihr noch recht oft ähnliche beschieden sein!

Es muß noch viel schlimmer kommen.

Man hört oft von Arbeitern, welche sich vergebens bemühen, ihre Brüder zu gemeinsamem Handeln und zur gewerkschaftlichen Organisation heranzuziehen, oder sie in derselben festzuhalten, den Ausspruch: „Es geht ihnen noch viel zu gut, die Löhne müssen erst noch weiter herabgesetzt werden, ehe sie zu Verstand kommen und sich ihren organisirten Kollegen anschließen.“

Dies ist eine sehr irrtümliche Auffassung, gegen welche alle Erfahrung spricht, soweit damit dargethan werden soll, daß es unnütz sei, zu agitiren und daß die Arbeiter sich von selbst zur Vertheidigung ihrer Interessen auftraffen würden, wenn sie auf eine gewisse Stufe des Elends heruntergedrückt seien.

Es können allerdings Fälle angeführt werden, wo z. B. ein angedrohter Lohnabzug den Anstoß zur Schaffung einer dauerhaften gewerkschaftlichen Organisation gegeben hat; aber bei näherem Einblick wird man finden, daß die Arbeiter mit dem Gedanken an die Organisation schon vorher vertraut waren, daß manche, und zwar die bestgestellten derselben schon angehört. Die angedrohte Lohnerniedrigung beschleunigt die Organisation, führt sie aber keineswegs herbei. Indes sind selbst dies nur vereinzelte Fälle. Meistens führen Lohnreduktionen nur von der Organisation ab, wenn eine solche nicht schon besteht und zwar um so sicherer, je niedriger die Löhne vorher schon waren.

Die Verelendung der Massen kann und wird niemals die Erreichung der politischen und wirthschaftlichen Ziele der Arbeiter erleichtern, wohl aber erschwert sie dieselbe und zwar in dem Maße, als sie fortschreitet — bis zur Unmöglichkeit, diese Aufgabe zu erfüllen.

Die Aufgabe der Organisationen der Arbeiter läßt sich in zwei Punkte zusammenfassen: erstens durch gewerkschaftliche Vereinigung der Arbeiter von den Besitzern der Arbeitsmittel, den „Arbeitgebern“, einen höheren Antheil vom Arbeitsertrag zu erzwingen, als ihn der Einzelne zu erlangen im Stande ist, und zweitens, durch politisches Zusammenwirken der Arbeiter aller Branchen, solche gesellschaftliche Einrichtungen herbeizuführen, durch welche Jedem regelmäßige Beschäftigung und der volle Ertrag seiner Arbeit gesichert ist.

In der Erstrebung dieses Zieles können sich die Arbeiter nur auf sich selbst verlassen, und da ihnen gegenüber die ganze herrschende Klasse steht, welche, obgleich kleiner an Zahl, doch ungleich mächtiger ist durch die in ihren Händen aufgehäuften Reichthümer, so bedürfen sie dazu all der Kraft, körperlicher sowohl wie geistiger, und all des Gemeinfinns, welche nothwendig sind, um eine solche Aufgabe zu erfüllen.

Wo bleiben aber all diese Eigenschaften, wenn die Arbeiter fortwährend in ihrer Lebenshaltung sinken; wenn ihnen die Mittel für die Beschaffung von Nahrung, Kleidung, Wohnung immer knapper zugemessen und immer dürftiger werden? Der Mann, der schlecht genährt, schlecht gekleidet ist und schlecht wohnt, besitzt sie in geringerem Grade, als derjenige, der in dieser Hinsicht besser gestellt ist. Je mehr er in der Lebenshaltung sinkt, desto mehr verliert er an männlichem und festem Auftreten und an geistiger Widerstandskraft; er nimmt zu an knechtischer Gesinnung und nimmt ab an Gemeinfinn. Nirgends findet man so sehr den Mangel an allen jenen Eigenschaften, welche zu einem gemeinsamen Handeln gleichinteressirter Lohnarbeiter unerlässlich sind, als da, wo die Löhne in einer Branche besonders niedrig sind.

Daraus ergiebt sich, wie gänzlich falsch es ist, anzunehmen, daß der in dem jetzigen Produktionssystem begründete fortwährende Druck auf die Arbeiter, auch da, wo ihm kein Widerstand entgegengesetzt wird, diese schließlich dahin bringen werde, selbst für eine Besserung ihrer Lage einzutreten.

Weit nachtheiliger wirkt noch das widerstandslose Niedergleiten in der Lebenshaltung der Arbeiter, soweit das endliche Ziel der Arbeiterbewegung, die Emanzipation der Arbeit von der Herrschaft des Kapitals in Be-

tracht kommt. Je tiefer die Arbeiter in der Lebenshaltung sinken, je mehr sie mit ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten sich dem Standpunkt anpassen, auf welchem sie heruntergedrückt werden, um so weniger fühlen sie das Entwürdigende ihrer Stellung und um so weniger sind sie im Stande, die Wege einzuschlagen, die zu ihrer Emanzipation führen.

Darin liegt die große Bedeutung aller Arbeiterorganisationen, auch der gewerkschaftlichen, daß sie dem Arbeiterstand die Widerstandskraft erhalten und ihn im Kampf gegen die Uebergriffe des Kapitals zur Selbstherrschafft erziehen. Nichts widerspricht deshalb dem Gewerkschaftsprinzip mehr, als die Theorie, daß die Arbeiter, welche der Organisation abgeneigt sind, durch's Elend kurirt werden können. Die Versuche, solche Leute zu organisieren, dürfen von keinem Arbeiter, der ein richtiges Prinzip hat, als überflüssig bezeichnet werden. Es muß immer wieder versucht werden, Einzelne von ihnen zu gewinnen, und bestehende Gewerkschaften müssen um so eifriger bestrebt sein, materielle Vortheile für sich zu eringen, und seien es noch so geringe, um jene darauf hinzuweisen und zur Nachahmung anspornen zu können. Je weiter der Arbeiterstand in das Elend geräth, desto weiter entfernt er sich von seiner Emanzipation.

Die Arbeiterbewegung im Lichte der materialistischen Geschichtsauffassung.

I.

y. Es ist kein Zufall, daß die Arbeiterbewegung in Deutschland einer Energie und eines Zielbewußtseins sich erfreut, wie in keinem anderen Lande. Zu den Ursachen, welche in der eigenthümlichen wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands wurzeln, kommt als ein nicht zu unterschätzender Faktor noch der Umstand hinzu, daß der Sozialismus gerade von deutschen Gelehrten seinen granitnen wissenschaftlichen Untergrund erhalten hat.

Es bedurfte vieler Jahre, bevor die neue wissenschaftliche Auffassung vom Wesen des Sozialismus, welche in Deutschland bereits viele Geister ihrem Zauberbann unterworfen hatte, ihren Einzug in andere Länder halten konnte. Und die Folgen dieser Einwanderung stellten sich mit überraschender Plötzlichkeit ein. Im Kampfe mit den vorangegangenen sozialistischen Systemen und Denkweisen blieb der auf dem Grunde der materialistischen Geschichtsauffassung von Marx und Engels ruhende Sozialismus überall anerkannter Sieger.

Selbst in Frankreich, wo seit dem vorigen Jahrhundert Revolutionen und sozialistische Theorien gleich üppig emporgewachsen waren und die Arbeiterbewegung zu ihrem Nachtheile in viele sich bekämpfende Sekten gespalten hatten, beginnt der „Marxismus“, von den bedeutendsten wissenschaftlichen Vertretern des Sozialismus anerkannt und verstanden, eine dominierende Stellung einzunehmen.

Man darf sich jedoch nicht der Täuschung hingeben, als habe der materialistische Sozialismus eine Arbeiterbewegung erst geschaffen, oder als sei er überhaupt dazu im Stande. Eine solche irrtümliche Auffassung macht die Ursache zur Wirkung und die Wirkung zur Ursache.

Der materialistische Sozialismus konnte überhaupt nur geboren werden, nachdem die Produktionsverhältnisse bereits aus sich heraus die Scheidung der Gesellschaft in Kapitalisten und Proletariat vollzogen und die Klasseninteressen der Arbeitermassen im Gegensatz zu denen der im Besitze der Produktionsinstrumente und des Grund und Bodens Befindlichen erzeugt haben.

Der materialistische Sozialismus ist weit davon entfernt, ein System zu sein, er ist im Gegentheil der wissenschaftliche Todengräber aller Sektenthumes. Er will weiter nichts, als die Gesetze erforschen, welche der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft zu Grunde liegen; er hat in seinem wissenschaftlichen Sinne nichts mit der Zukunft, alles mit der Gegenwart zu thun. Er will die Konflikte aufdecken, welche in dem Wesen der modernen Gesellschaft begründet sind und mit absoluter Nothwendigkeit dieselbe sprengen werden. Er ist nicht der Todtschläger der modernen Gesellschaft, sondern der Arzt, welcher am Krankenbette des von unheilbarem Leiden Ergriffenen steht und den allmählichen Prozeß seiner Auflösung beobachtet und studirt.

Sehr treffend hat Karl Marx bereits im Jahre 1847 das Verhältnis der Nationalökonomie zu dem Entwicklungsgange der Gesellschaft in seiner Schrift: „Das Elend der Philosophie“ dargelegt. Er sagt: „So lange das Proletariat noch nicht genügend entwickelt ist, um sich als Klasse zu konstituieren und daher der Kampf des Proletariats mit der Bourgeoisie noch keinen politischen Charakter trägt, so lange die Produktivkräfte noch im Schoße der Bourgeoisie selbst nicht genügend entwickelt sind, um die materiellen Bedingungen durchscheinen zu lassen, die nothwendig sind zur Befreiung des Proletariats und zur Bildung einer neuen Gesellschaft, so lange sind diese Theoretiker nur Utopisten, die, um den Bedürfnissen der unterdrückten Klassen abzuhelfen, Systeme ausdenken und nach einer regenerierenden Wissenschaft suchen. Aber in dem Maße, wie die Geschichte vorschreitet, und mit ihr der Kampf des Proletariats sich deutlicher abzeichnet, haben sie nicht mehr nöthig, die Wissenschaft in ihrem Kopfe zu suchen; sie haben nur sich Rechenschaft abzulegen von dem, was sich vor ihren Augen abspielt und sich zum Organ derselben zu machen. So lange sie die Wissenschaft suchen und nur Systeme machen, so lange sie im Beginn des Kampfes sind, sehen sie im Elend nur das Elend, ohne

die revolutionäre umstürzende Seite darin zu erblicken, welche die alte Gesellschaft über den Haufen werfen wird. Von diesem Augenblicke an wird die Wissenschaft bewußtes Erzeugniß der historischen Bewegung, sie hat aufgehört, doktrinär zu sein, sie ist revolutionär geworden.“

Was der materialistische Sozialismus für die Arbeiterbewegung leisten kann, ist Klarheit verbreiten über die Nothwendigkeit einer Umwandlung der modernen Gesellschaft. Und diese Leistung ist eine sehr wichtige. Derjenige Sozialismus, welcher auf dem schwanken Grunde des Fühlens ruht, ist wandelbar, wie die Gefühle selbst. Bald himmelaufjauchend, bald tiefbetriibt, bald von Muth gebläht, bald zu verzweifelter Muthlosigkeit herabgestimmt! Jener Sozialismus aber, welcher in dem logischen Denken seine Wurzeln schlägt, kann dem Menschen nur mit seinem Denken selbst entrisen werden.

Der Gedanke: die Gesellschaft unterliegt der Nothwendigkeit einer Umwandlung, nicht weil sie mit unseren Begriffen von „Gut“ und „Schlecht“ in Widerspruch steht, sondern weil in ihrem Leibe sich Prozesse vollziehen, welche mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes den Tod des Organismus und frisches Leben aus seiner umgewandelten Form erzeugen, ist eine felsenfeste Stütze für den von den krampfhaftesten Reaktionen der absterbenden Gesellschaft geschüttelten Sozialismus. Von diesem Augenblicke an wird er eine Macht, ein gewaltiger Faktor in der sozialpolitischen Entwicklung. Die Wissenschaft von der Nothwendigkeit einer Umwandlung der Gesellschaft ist die wirksamste Waffe für das auf den Kampfplatz tretende Proletariat. Mit dieser Waffe erst wird das Proletariat den Besitzenden gefährlich, sich selbst verleiht es unbrechbaren Muth und unzerstörbare Siegesgewißheit.

Allerdings, in ihren Anfängen ist die Sozialdemokratie, die Partei der Arbeiterklasse, utopistisch gewesen. Es war nicht anders möglich! Die Phrasen der bürgerlichen Ideologen vor und in der großen französischen Revolution waren noch nicht verhallt, der Geist eines Rousseau, Robespierre, welche in der vergangenen Weltgeschichte nur die Geschichte von Willkürlichkeiten sahen und einen Staat herbeisehnten, welcher den Begriffen des absolut Guten und Vernünftigen entspreche, war durch die neuen Thatfachen noch nicht aus seiner Position verdrängt worden, die neue Gesellschaft hatte noch nicht ihre Konflikte in weltgeschichtlich-draufschauer Weise zu Tage gefördert.

Da die neuen sich erst entwickelnden Gesellschaftsinstitutionen wegen ihrer noch unfertigen Form die Kritik des menschlichen Geistes noch nicht herauszufordern im Stande waren, verfenkte sich die Denk- und Gefühlsweise der Menschen in die Vergangenheit. Daher knüpften die Theorien eines Babeuf, St. Simon, Fourier, Owen, Weitling an die französische Revolution an, in dem Glauben, daß diese die berechtigten Wünsche der menschlichen Vernunft nicht erfüllt habe.

So genial manche Auffassung dieser Utopisten auch genannt werden mag, ihre sozialistische Doktrin entbehre doch des festen Bodens der Thatfachen und schwebte in der Luft. Die idealistischen Sozialisten — idealistisch im bürgerlichen und philosophischen Sinne — waren weit davon entfernt, ihre Gesellschaftsreformen der naturgemäßen Entwicklung des sozialpolitischen Körpers zu entnehmen. Ihre gerechte wissenschaftliche Bedeutung bestand in der Kritik der gesellschaftlichen Schäden. Aus der Thatfache, daß solche in großem Umfange vorhanden seien, schlossen sie die Nothwendigkeit einer Umwandlung dieser von Staat und Gesellschaft.

Auch der Gedanke, in welcher Weise die Gesellschaft neuorganisiert werden sollte, fand seine Stütze nicht in dem Bauwerk des Gewordenen, sondern erhob sich über die sozialpolitische Wirklichkeit in die Lüfte des subjektiven Wollens. Mit Recht charakterisierte daher Engels das innerste Wesen dieser sozialistischen Systeme mit den Worten: „Daß die wirkliche Vernunft und Gerechtigkeit bisher nicht in der Welt geherrscht haben, kommt (nach der Ansicht jener Utopisten) nur daher, daß man sie bisher nicht richtig erkannt hatte. Es fehlte eben der geniale einzelne Mann, der jetzt aufgetreten und der die Wahrheit erkannt hat; daß er jetzt aufgetreten, daß die Wahrheit gerade jetzt erkannt worden, ist nicht ein aus dem Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung mit Nothwendigkeit folgendes, unvermeidliches Ereigniß, sondern ein reiner Glücksfall. Er hätte ebenso gut 500 Jahre früher geboren werden können und hätte dann der Menschheit 500 Jahre Irthum, Kämpfe und Leiden erspart.“

Der Sozialismus war in seinem ersten Stadium Autoritätssozialismus — selbst ein Laßalle konnte sich noch nicht völlig davon frei machen — erst in dem zweiten Stadium entwickelte er sich vom Idealismus zum Materialismus, von der Autorität zur Demokratie.

In logischer Konsequenz sahen jene Utopisten die Lösung der sozialen Frage nicht als von dem Volke für das Volk ausgehend, sondern die Umgestaltung der Gesellschaft hing nach dieser Auffassung von der Einsicht und dem guten Willen einiger Großen ab. Sie warfen daher die sozialpolitischen Fragen nicht in das Volk hinein, in die arbeitende Klasse, sondern mit Vorliebe wandten sie sich an die „Gebildeten“ und „Politiker“, in dem Glauben, die Lösung der sozialen Frage erfolge auf rein mechanische Weise, wösmöglich von den Einsichtsvollen in der herrschenden Klasse selbst angeregt.

In diesem Sinne sind jene utopistischen Sozialisten die geistigen Väter des „Staatssozialismus“, wenn ihr Horizont auch ungleich umfassender war, als der ihrer Epigonen.

Den Gedanken der nach ganz bestimmten Gesetzen erfolgenden Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, am

Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts zu hegen, war nach Lage der Produktionsverhältnisse unmöglich. Die Auffassung, daß der Fortschritt der Menschheit durch das Machtmittel der Klassenkämpfe erfolge, konnte kein Denker in einer Zeit gewinnen, in welcher die Klassenkämpfe noch nicht ihre prinzipielle Bedeutung durchscheinen ließen, in welcher die Produktivkräfte sich noch nicht zu jener Allgewaltigkeit entwickelt haben, vermöge deren sie in der kapitalistischen Gesellschaftsorganisation die Arbeiter unter ihr Joch gezwungen und zu einer großen, immer mehr anschwellenden Klasse mit gleichen Interessen und gleichen Lebensbedingungen zusammengeschweisht haben.

Von dem Augenblicke an, da die zwerghaften Produktionsinstrumente der Vergangenheit zu den gewaltigen Produktionsrädern der Neuzeit sich entwickelt, trat das neue Kind des Dampfes, die Arbeiterklasse, als politische Partei in die Sphären. Von dieser Zeit an herrscht zwischen Kapitalisten und Arbeitern ein fortwährender Kampf, welcher mit den Waffen des Streiks, des Stimmzettels, der Organisation geführt wird.

Erst als dieser Kampf bereits tobte, als er sogar im Jahre 1832 in Frankreich und 1825—36 in England den Arbeitern die Waffen in die Hände gedrückt, wurde der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen. Das Resultat derselben ist der materialistische Sozialismus, von Marx und Engels begründet.

Dieser Sozialismus schöpft nicht, wie der der Utopisten, seine Ideen aus dem Kopfe, sondern aus der Wirklichkeit, er hat nicht mit Wünschen, sondern mit Thatfachen zu thun, er wendet sich nicht an die „Gebildeten“ der herrschenden Klasse, sondern an die Arbeiterklasse selbst, er hofft Nichts von der Einsicht der „Politiker“, sondern Alles von der durch die Produktionsverhältnisse erzeugten Macht des Proletariats. Dieser Sozialismus ist weder ein geschlossenes System noch eine Glückseligkeitstheorie. Er studirt die Ursachen der aus dem Inneren des kapitalistischen Gesellschaftskörpers emporschießenden Evolutionen und findet sie in den Konflikten zwischen Produktion und Konsumtion, zwischen Produktionsweise und Produktivkräften, zwischen organisirter Produktion in der Fabrik und anarchischer in der Gesellschaft. Diese Konflikte aufgedeckt, und die nothwendige Lösung der Konflikte aus ihrer innersten Natur gefunden zu haben, ist der Verdienst des materialistischen Sozialismus.

Henri Rochefort.

Seine politische Laufbahn und seine Stellung zu den französischen Arbeitern.

II.

§ Von den Revolutionären und vielen ehemaligen Kommunnards wird häufig der Vorwurf gegen Rochefort erhoben, daß er sich während der Kommune und seiner Untersuchungshaft mit erbärmlicher Feigheit benommen habe. Von Versailles aus habe er Gambetta in einem de- und wehmüthigen Briefe förmlich angebettelt, für seine Begnadigung einzutreten, und er sei zu allen Erniedrigungen bereit gewesen, um nur der Strafe, besonders der Deportation nach Neu-Kaledonien zu entgehen. Einige geben sogar so weit, Rochefort jede ehrliche politische Ueberzeugung, jeden demokratischen Geist abzuspochen, und seine Thätigkeit nur auf Haschen nach Popularität und Effekt zurückzuführen. Der letzte Vorwurf entbehrt unseres Erachtens jeder Begründung. Dagegen mag Rochefort's Muth und Charakterstärke während der Kommune und seiner Haft nicht über allen Tadel erhaben gewesen sein und zwar in Folge des Juges, auf den verschiedene Male hingewiesen worden ist. Daß ihn aber die Schwäche nicht zum Verräther und Verrückten gemacht, das beweist schon allein der Haß, mit dem ihn die Versailler beehrten und ihn trotz aller Verwendungen, trotz seines Verdienstes und seiner Vergangenheit zur obigen Strafe verurtheilten.

Zuerst in St. Martin de Ré internirt, wurde er 1873 nach Neu-Kaledonien gebracht; es gelang ihm jedoch nebst seinen Freunden Paschal Groussset, Olivier Bain u. von der Halbinsel Ducos zu entweichen. Nach Europa zurückgekehrt ließ er sich zuerst in Brüssel, dann in Genf nieder, wo er die Thiers'sche und Mac-Mahon'sche Schandwirtschaft mit seiner gefährdeten „Lanterne“ beleuchtete. Außerdem arbeitete er anonym an verschiedenen radikalen Pariser Blättern, der „Marseillaise“, dem „Rappel“ und den „Droits de l'Homme“ mit.

1880 erlaubte ihm die Amnestie die Rückkehr nach Paris und seine Ankunft gestaltete sich zu einem wahren Triumph. Das Volk, das sich noch stets dankbarer und großmüthiger gezeigt als die besitzenden Klassen, welche für sich Geistes- und Herzensbildung monopolisirt zu haben glauben, bereitete Dem, der so mächtig zum Sturze des Empire's beigetragen, ein Empfang, wie er großartiger und begeisterter nicht sein konnte. Der Enthusiasmus stieg so hoch, daß die Massen die Pferde ausspannten und den Wagen zogen. Seit Voltaire's Rückkehr nach Paris war Niemand eine ähnliche Ovation bereitet worden.

Tags darauf gründete Rochefort den „Intransigeant“ (den „Unversöhnlichen“), in welchem er täglich einen politischen Leitartikel veröffentlicht.

Seine Artikel sind durchaus polemischer Natur, sie müssen stets eine Sache, eine Richtung, oder noch besser: eine Persönlichkeit als Zielscheibe ihrer Angriffe haben. Dem Leser, der von einem Artikel einen tieferen Gehalt als geistreiche Quinten und Quartan gegen Herrn X. oder Y. verlangt, werden sie deshalb bei ruhigem Gang der Ereignisse eintönig und langweilig vorkommen, trotz alles

effektvollen und blendenden Beiwerts. Sowie jedoch die Situation gespannt wird, einzelne Personen heraushebt und sich um dieselben zuspitzt, gewinnen die Artikel Rochefort's bedeutend und fassen oft in einem Wort die ganze Sachlage zusammen.

Rochefort eröffnete im „Intransigeant“ zuerst eine heftige Kampagne gegen Gambetta und die Opportunisten, die ihn zu einem so kostbaren und beständigen Bundesgenossen der bürgerlichen Radikalen machte, daß er schlechtweg als Anhänger der radikalen Partei gezählt wurde. Kaum hatten jedoch die Radikalen die Opportunisten moralisch geschlagen und materiell aus gewissen Positionen verdrängt, ohne dem Volke die unter demokratischen Phrasen versprochenen Reformen zu halten, so wandte Rochefort den Waffenbrüdern von gestern den Rücken und schloß sich ebenso losse an die Sozialisten, ohne Unterschied der verschiedenen Sekten, an. Je regierungsfähiger sich die Radikalen nach rückwärts konzentrierten, um so heftiger griff er sie an, ohne jedoch den Opportunisten die Sarkasmen seiner Polemik zu sparen. Rochefort, der eine durchaus subjektive Natur ist, muß stets persönlich sein, und daher schiefen seine Angriffe oft an dem System, das er bekämpfen möchte, vorüber und bleiben an Personen haften, die für ihn die Sache verkörpern. Wie er früher in Napoleon dem Kleinen den Jäzarismus mit allen seinen Folgen geißelte, so goß er in den letzten Jahren die volle Schale seines satyrischen Jornes über Jules Ferry aus, ja über jeden Ministerpräsidenten, mochte er der Partei von Hinz oder Kunz zugehören. Wenn Jules Ferry nie zu der Macht gelangte, um die er mit allen Mitteln intriguirte, so ist das französische Volk in erster Linie Rochefort dafür verpflichtet. Mit allen Waffen seines Talentes, von der geistreichsten, beißendsten Satyre bis zum groben, derben Kalauer, der oft an Possenterei streifte, hat er das Ansehen des „Tonknecht“ gründlich untergraben und Jahre hindurch dem Pariser Publikum täglich mit einem neuen Spottwort, einen frisch geschliffenen giftigen Pfeil aufgewartet, dessen Kosten Ferry trug.

Rochefort's Kampagnen gegen die Expeditionen von Tunis und Tonkin, gegen die Aktiengesellschaft für Gasbeleuchtung von Paris, die sich sämtlich um den Namen Ferry drehen, zeugen von der Konsequenz seines Hasses, von seiner Ehrlichkeit und der Kraft seiner Begabung.

Einen Augenblick lang, 1885 und 1886 schien es, als ob sich Rochefort definitiv an die Sozialisten angeschlossen habe, bald aber brach sein politisches Zigeunertum den losen Zusammenhang und führte ihn — unfähig sich an ein Prinzip zu halten, und immer nur mit Personen beschäftigt — isolirt weiter. In das sozialistische Lager ward er geführt, theils durch seinen Bruch mit den bürgerlichen Radikalen, theils auch durch seinen Gerechtigkeitsinn und seine demokratischen Neigungen, aber nicht etwa aus objektiver, in langjährigen Studien tief begründeter Ueberzeugung. Die Lehren des Sozialismus, ihr wissenschaftlicher Untergrund stehen ihm ebenso fremd gegenüber wie die Lehren irgend eines indischen Weisen. Außer den bereits angeführten Eigenschaften ist es noch jener ruhelose Oppositionsgeist, welcher die alten Frondeurs charakterisirte, und die Abneigung des großen Herrn gegen den Parvenu, den Pfefferfack, den Geschäftsmann, die ihn den Revolutionären nähern, ja gelegentlich und theilweise selbst zum Revolutionär machen.

So vorübergehend sein Bündniß mit der sozialistischen Partei war, so nutzbringend erwies es sich für dieselbe während der Kampagne für die Wahlen von 1885. Obgleich er früher mit einzelnen Persönlichkeiten aus dem sozialistischen Lager eine heftige Polemik unterhalten, setzte ihn doch die aus Kollektivist und unabhängigen Sozialisten gebildete „Union sozialiste“ mit Freuden auf ihre Wahllisten, als er sich im „Intransigeant“ für die Forderungen der Partei erklärte und sich schlechtweg als Mann der Revolution zu Gunsten des Proletariats und, durch das Proletariat präsentirte. Seine Popularität machte seinen Namen zu einem Lösungswort, seine Person zu einem Centrum, um das sich sowohl die Sozialisten der einzelnen Fraktionen gruppieren konnten, sowie es die nicht organisirte, aber radikale und demokratische Masse anziehen mußte. Die für einen Wahlsieg unbedingt notwendige Einigkeit der sozialistischen Partei, die sich weder auf den Namen Broussé, noch Guédoe, noch sonst den Führer einer Fraktion vollziehen konnte, war leicht bei einem Manne zu schaffen, der sich bei den Gruppenstreitigkeiten neutral gehalten und allgemein beliebt war, der in die Wahlkampagne den Ruf seiner unbefleckten Selblosigkeit und eine bedeutende und reine geschichtliche Vergangenheit mitbrachte. Seine Persönlichkeit schloß jedes Mißtrauen über etwaige geheime Absichten und Herrschergehalte aus, Rochefort hatte noch nie ehrgeizig um eine Führerrolle intrigirt oder sich feil verkauft. So konnten die Sozialisten ruhig seine Kandidatur aufstellen und bei den Wahlen im Oktober 1885 triumphieren.

Rochefort hatte seinen Wählern versprochen, für drei Fragen einzutreten: für die Amnestie aller politischen Verurtheilten, für die Räumung Tonkin's und für die Befreiung Ferry's in Anklagezustand. Da selbstredend seine diesbezüglichen Anträge von der Kammer abgewiesen wurden, gab er seine Entlassung als Abgeordneter, „da er seinen Wählern nicht das Geld fehlen wolle.“

Die Nachwahl zu seinem Ersatz fiel gerade mit den Vorgängen in Decazeville zusammen und verursachte ein abermaliges geschlossenes Vorrücken der Sozialisten, mit denen Rochefort marschirte.

Die für den sozialistischen Oppositionskandidaten abgegebenen 100 000 Stimmen, von denen man gut 70 000 als sozialistische zählen kann, erschreckten die Bourgeoisie

und bedeuteten den Triumph der Konzentration der sozialistischen Massen. Nur eine kleine Gruppe possibilistischer Führer, mit Broussé an der Spitze, konnte in galliger Verbitterung nicht umhin, dem Oppositionskandidaten der Konzentration durch Aufstellung einer Handarbeiterkandidatur Knüppel in den Weg zu werfen und dadurch eine Stichwahl zu vereiteln. Rochefort hatte durch seine Haltung im Intransigeant, durch seine Theilnahme an verschiedenen Wahlversammlungen bedeutend zu dem zweiten Erfolge der sozialistischen Konzentration beigetragen. Er trat in der Folge noch wiederholt für die Sozialisten ein, unterstützte deren Vorgehen und zog einen Theil seines persönlichen Anhanges, sowie des frondirenden Kleinbürgertums nach sich. In Anerkennung seines guten Willens, seiner Ehrlichkeit und in richtiger Abschätzung seiner Individualität sahen ihm die Sozialisten mancherlei Böden nach, die Rochefort in einzelnen Fragen und Vorgängen den sozialistischen Prinzipien gegenüber schloß.

Die Bundesgenossenschaft bestand, bis die Frage Boulanger austauchte und Rochefort sich mit leidenschaftlicher Blindheit an die neue Persönlichkeit anklammerte. Schon der Umstand, daß die Radikalen Boulanger, der sich doch radikal genug geberdete, fallen ließen, genügte, ihn bei Rochefort zur persona gratissima zu machen; Rochefort erging sich in unverständigen Lobpreisungen für den General und in den heftigsten Angriffen gegen dessen Feinde. Er hat sich derart in die Frage Boulanger verrennt, oder richtiger, so in die Persönlichkeit Boulanger vernarrt, daß er während dieser Kampagne den unglaublichsten Blödsinn geschrieben und gethan, Dinge, die im grellsten Widerspruch zu seiner Vergangenheit und seiner demokratischen Ueberzeugung stehen. Welch' schroffere Antithese kann es geben, als daß er, dessen öffentliche Thätigkeit damit anfing und ihre Höhe, ja sogar geschichtliche Bedeutung erreichte, daß er einen Staatsstreicher bekämpfte, gegen das Ende seiner Laufbahn einem Staatsstreicher Nr. zwei Thür und Thor öffnet und die Wege ebnet! Daß dieselbe Popularität, die ihm die Kraft verliehen, am Sturz des Jäzarismus kräftig mitzuarbeiten, jetzt dazu ausgenutzt werden soll, von Neuem den Jäzarismus auf den Thron zu heben! Die Thatsache erscheint unbegreiflich und erklärt sich nur aus Rochefort's ganzem Wesen, bei dem prinzipielle Ueberzeugung durch Sympathie oder Antipathie für Personen ersetzt wird. Daß er im besten Glauben, in dem Wahne handelt, mit Boulanger für das demokratische Prinzip, für das Wohl Frankreichs einzutreten, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Für ihn verkörpert „der tapfere General“ nicht nur das rein demokratische, von Opportunisten und Radikalen gehasste Element, sondern auch das nationale Prinzip, das Bismarck's Intriguen ausgefetzt, aber bestimmt ist, die alte „gloire“ neu zu vergolden. Rochefort den Vorwurf machen, daß er sich an den Mächtegegnersstreicher und seine etwaigen Hintermänner verkauft habe, ist durchaus unberechtigt. Ihn als Verräther, als Renegat zu brandmarken, beweist nur, daß man seine Individualität durchaus nicht versteht und bedeutend überschätzt, daß man einen Fonds von klarer prinzipieller Ueberzeugung dort sucht, wo nur persönliche Abneigung und Zuneigung das Wort führt.

Bei seiner Natur sind seine jetzigen Irrthümer und Fehler um so begreiflicher, als er eigentlich den Zusammenhang mit ihr verloren, für die Erkenntniß ihrer Ziele kein Verständniß besitzt. Seine Bedeutung hat sich überlebt, sie ist erschöpft mit der hervorragenden historischen Rolle, die er unter dem Kaiserreich erfüllt und wahrlich glänzend erfüllt hat. Was davon auf die Gegenwart gekommen, ist nur der Abglanz, der sich in dem Lichte der ungeheueren Popularität seines Namens bricht. Gegenwärtig, wo der Kampf zwischen den Klassen nicht mehr durch den Kampf um eine Person verdeckt wird, sondern wo Masse gegen Masse anrückt, die Prinzipien einer neuen Gesellschaftsordnung das Fundament der alten Welt Schritt für Schritt untergraben, ist Rochefort's Thätigkeit der eigentliche Boden entzogen. Er kann bei einzelnen Gelegenheiten durch seine persönliche Popularität gute Dienste leisten, aber er kann keinen entscheidenden und dauernden Gang auf den Gang der nationalen Entwicklung ausüben. —

Das Privatleben Rochefort's überrascht ebenfalls durch Kontraste zu den Erwartungen, die sich an seine Thätigkeit knüpfen. Der Demokrat hat alle „noblen Passionen“ eines großen Seigneurs bewahrt, trotz seiner 57 Jahre und grauen Haare ist der Verfasser der „Franzosen der Deladenz“ ein flotter Lebemann, dem Spiel, den Tafelfreuden ergeben, keinem Genuß aus dem Wege gehend. Seine Leidenschaften für Gemälde, Pferde und Wettrennen sind sprichwörtlich und nehmen den größten Theil seiner Zeit und seiner Gedanken in Anspruch.

Rochefort ist auch als Romanschriftsteller thätig, doch verdienen seine Schöpfungen, mit ein oder zwei Ausnahmen nur die Bezeichnung mittelmächtig. Trotzdem finden sie zahlreiche Leser, einmal, weil Rochefort ihr Verfasser ist und andererseits, weil sie trotz aller Mängel voller geistreicher Lichtblicke und amüsanter Einzelheiten, besonders der Darstellung nach, sind.

Außerdem schreibt der „abtrünnige Marquis“ (der übrigens konsequent den Adelstitel abgelegt hat und ihn als eine Art Beleidigung betrachtet, die ihm seine Feinde zweifeln zufügen) im „Gil Blas“ alle acht Tage eine Wochenchronik, die mit dem Pseudonym „Grimmel“ gezeichnet ist. Auch diese Chroniken erscheinen jahrgangsweise in Bänden, von denen die „Farces Amères“ (Bittere Pöffen) an „die Franzosen der Deladenz“ erinnern und bezeugen, daß Rochefort weder an kaufmännischer Schneidigkeit noch an funkelndem Wig verloren.

Rochefort tritt nur in Ausnahmefällen in Versamm-

lungen als Redner auf, da er sich nicht nur seiner oratorischen Mittelmäßigkeit bewußt ist, sondern der Menge gegenüber ein bei seiner Popularität unbegreifliches Unbehagen empfindet, das sich bis zur Aengstlichkeit, ja ausgeprochenen Furcht steigert. Man erzählt Fälle, in denen er von intimen Freunden mit Gewalt in Massenversammlungen gebracht werden mußte, für die er sein Erscheinen zugesagt, und in denen er mit stürmischem Enthusiasmus begrüßt wurde.

Seinem Aeußeren nach ist Rochefort der echte Typus eines distinguirten, geistreichen Franzosen. Scharfe feingeschnittene Züge, mit einem entschiedenen Anflug an den mephistophelischen Charakterkopf, um dessen Mundwinkel ein Zug schneidender Satyre lagert, während aus den Augen eine fast unbewußt zu Tage tretende Traurigkeit, ein wehmüthiger Pessimismus spricht.

Wie das Programm der amerikanischen Ritter der Arbeit entstand.

„Loma“ erzählt darüber im Organ der amerikanischen Arbeiterpartei: „Es hat für mich stets großes Interesse gehabt, den Gedankengang kennen zu lernen, durch welchen dieser oder jener Sozialist, mit dem ich hier und da zusammengetreffe, zum Sozialismus gekommen ist. Und deshalb frage ich meine Bekannten nach dem Entwicklungsgang, den sie durchgemacht. Es ist immer dieselbe Geschichte: ein Samen Korn, ein kleines Flugblatt, eine Versammlung, ein Gespräch, haben die Meisten von uns zum weiteren Forschen und Nachdenken veranlaßt und wir ruhien nicht eher, bis wir, mit unserer Vergangenheit brechend, in den Reihen der Kämpfer landeten, bei denen wir bleiben werden, möge kommen, was da wolle. Bei diesen Touren auf dem Forschungsgebiet habe ich unter Anderem entdeckt, wie der Orden der Knights of Labor (Ritter der Arbeit) sein Programm bekommen hat.“

„Loma“ beschreibt sodann, wie er Stephens, den Gründer des Ordens, kennen gelernt, und wie dieser ihm das Zustandekommen des Programms erklärte. „Es interessirte mich besonders, zu erfahren, wie der alte Stephens dazu gekommen war, in das Programm des von ihm gegründeten Ordens eine Anzahl sozialistischer Forderungen aufzunehmen. Und deshalb fragte ich ihn, nachdem ich ihm eine zeitlang zerstreut zugehört, wie er eigentlich dazu gekommen sei, diese Forderungen aufzustellen. Er sann eine Weile nach und dann sagte er:

„Auf meinen Reisen durch Europa kam ich vor mehr als 30 Jahren in London mit einem Handwerksgenossen zusammen, der Eccarius hieß. Es war ein Schneider und ein Kommunist. Mit ihm ging ich verschiedentlich in Versammlungen und schon damals neigte ich mich den Anschauungen zu, welche jene Leute hegten. Aber ihre öffentliche Agitation gefiel mir nicht; ihre Versammlungen in Wirthshäusern bei Bier und Tabak widerten mich an. Es wurde mir klar, daß die große Masse der denkenden und intelligenten Menschen sich weigern würde, von solchen Leuten und aus solcher Quelle die frohe Botschaft der Erlösung anzunehmen. Ich blieb nur wenige Wochen in London und als ich nach Philadelphia zurückgekehrt war, gründete ich mit mehreren Freunden die erste Zuschneider-Union (Gewerkschaft). Dieselbe ging zu Grunde. Ein ökonomisches Programm hatte sie nicht, aber die Bosse mußten doch, was daraus werden müsse, wenn wir uns verbänden, um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit zu erlangen. Sie setzten daher unsere Mitglieder nach einander auf die schwarze Liste und die meisten von uns mußten die Stadt verlassen.“

„Ich kam nun zu dem Entschluß, eine durchaus geheime Organisation zu gründen (der „Orden“ der Arbeitsschritter leistet bekanntlich heute noch viel in Geheimniskrämerei) und eine kleine Anzahl vertrauter Freunde, die meinem Plane zustimmten, beauftragten mich, ein „Ritual“ auszuarbeiten, ähnlich demjenigen der Freimaurer und anderer geheimer Gesellschaften. Es war zu jener Zeit, als an die Adresse unserer eingegangenen Zuschneider-Union von dem Schneider Eccarius aus London, der, wenn ich nicht irre, damals irgend ein Amt in der Internationalen Arbeiter-Assoziation bekleidete, eine Anzahl Agitations-Broschüren geschickt wurde. Darunter befand sich auch diese — und dabei zog Stephens aus einem Hache seines Schreibtisches ein vergilbtes Schriftchen, das er in meine Hand legte: das kommunistische Manifest von Marx und Engels. „Dies Manifest“, fuhr Stephens fort, „hatte ich vorher niemals gesehen, aber es drückt ungefähr Alles aus, was ich mir in meinem Kopfe zurechtgelegt hatte und ich benutzte es beim Entwurf der Prinzipienklärung, welche noch jetzt vom Orden anerkannt und hochgehalten wird.“

Also das war des Pudels Kern: das kommunistische Manifest war die Grundlage und der Anstoß für die Aufstellung des Programms der „Knights of Labor“ gewesen! Von Tausenden von „Rittern“ weiß dies natürlich kaum Einer, und wenn sie es wüßten, sie würden nicht davon reden, denn der kommunistische Name, der Geruch des Sozialismus ist ihnen noch immer nicht genehm und aus dem Ideal des alten Stephens, aus einer Organisation zur Verbreitung richtiger sozialer Anschauungen und Grundsätze, wie sie für die amerikanischen Verhältnisse nicht viel besser hätte geschaffen werden können, haben Schwächlinge und Streber, die heute das Andenken des alten Stephens mit Füßen treten und über seine „Marotten“ lachen, eine „Maschine“ gemacht, die weder politisch kampffähig, noch auf die Dauer gewerkschaftlich zur Widerstandsleistung gegen kapitalistische Uebergriffe geeignet ist. Aber

Lach nicht vom Nothen dich umgarnen.

Wenn du noch eine Nase hast
Und hast ein rothes Taschentuch —
Ob seiden, wollen, ob Damast —
Benütz' es nicht, es bringt dir Fluch:
Gedenk der strengen Polizei,
Die amtlich diese Farbe haßt,
Und wegen Sozialisterei
Leicht heutzutage Verdächt'ge faßt!

Doch schraub, so lang du schrauben kannst,
Schraub dreißt, so lang du schrauben magst:
Wenn du das rothe Tuch verbannst,
So ist kein Grund, daß du verzagst!
Nicht was der Mensch und wie sich schmeuzt,
Die Frage gilt: wozu er schraubt:
Durch Noth wird leicht das Volk gereizt,
Dum schraub in Farben, die erlaubt.

Führt dich der Zufall gen Madrid,
Wo oft hat statt ein Stiergefecht,
So lenke flugs dahin den Schritt,
Du spürst's, die Polizei hat Recht;
Sieh, wie durch's rothe Tuch der Stier
Schon wild sich zeigt und weiterwandsch,
Doch ist die Wirkung doppelt schier
So schlimm bei Unterthan und Mensch!

Wenn dir ein Dorn den Finger stach,
O glaub, 's wird alles wieder gut,
Sobald dir (— bitte sich darnach!)
Kinnt in den Adern blaues Blut!
Tropft es hervor, wie Indigo
Aus einer Färberküpe rinnt,
Der Schutzmann lächelt mild und froh:
Er merkt, daß du loyal gesinnt!

Und wenn du eine Jungfrau bist,
Zu der der Liebste „fensterln“ kam,
Und, falls ihr bräutlich euch geküßt,
Dich überfluthet holde Scham:
O denk an deine Bürgerpflicht,
O denk an dein soziales Selbst:
Eröthen, Mädchen, darfst du nicht,
Doch hindert nichts, daß du ergelbst!

Wenn an den bösen Majern liegt —
Am Scharlach dein geliebtes Kind
Und rings verdächtig'ge Flecken kriegt:
Sorg, daß es keine rothen sind;
Denn der und jener achtet drauf,
's giebt böses Blut, eh du es meinst
Und das Gesek nimmt seinen Lauf . . .
Du aber rauffst das Haar und weinst!

Und willst du jeglichen Verdachts
Schwerwucht'gen Folgen dich entziehen,
Iß Krebse nur, so lang sie schwarz,
Und Kirschchen einzig, wenn sie grün;
Das Beestick ford're niemals roh,
Lach alle Blutwürst — Blutwürst sein,
Brich mit dem Zeller Nothen! — O!
Trink Apfel- nur und Apfelwein!

Wenn du empor gen Himmel blickst,
Daran der Regenbogen prangt,
Ziemt's, daß du zu die Augen drückst,
Sobald beim Noth sie angelangt.
Und zeigt beim Arzt die Junge du
Zum letzten Mal — ein mader Greis:
Froh darfst du gehn zur ew'gen Ruh,
Wenn nur die Junge hübsch schwarz-weiß.

Berliner „Ill.“

In Wassersnoth.

Von Max Kreyer.

Meine engere Heimath ist die Provinz Posen. Es sind meist elende mit Stroh bedeckte Lehmhütten, die sich in einem Theil der Warthe-Niederungen zu beiden Seiten des die Provinz durchschneidenden Flusses gleich einer ununterbrochenen Kette dahinziehen, und auf das Auge des an Wohlstand gewöhnten Reisenden einen trübseligen Eindruck hervorbringen. Im ersten Augenblick würde man es kaum für möglich halten, daß in einer derartigen Hütte überhaupt menschliche Wesen existiren könnten, und doch beherbergt so ein schmutzig aussehendes Häuschen oft sechs bis acht Menschen, die in einem Raume zusammen wohnen und zusammen schlafen. Küche oder irgend ein anderes Gelätz kennt man überhaupt nicht, höchstens entdeckt man irgend einen am Hause angelegten Verschlag, in dem ein oder mehrere Schweine ihr mageres Dasein fristen. Größtentheils sind es Ziegelei-arbeiter, die hier mit ihrer Familie ihre Wohnstätten aufgeschlagen haben. Der Boden ist zu sandig und macht die Bestellung des Acker unmöglich — so bilden die zehn Finger die einzige Kraft, worauf sie pflanzen müssen. Hin und wieder zwischen diesen zerstreut

daliegenden Lehmhäusern ändert sich die Szenerie, und unter grünenden und blühenden Obstbäumen tauchen weißgetünchte steinerne Häuser mit rothen Ziegeldächern auf, hinter denen ein Kirchturm sichtbar wird, und man kann dann annehmen, daß der Boden hier günstiger ist und seine Ergebnisse einen gewissen Wohlstand bei den polnischen bäuerlichen Besitzern hervorbrachten.

Es war gegen Neujahr des Jahres 1862. Aus Schlesien war die Kunde gekommen, daß ungewöhnliche Massen Schnee sich im Gebirge gesammelt hätten und daß bei Umschlag der Witterung — es war ein strenger Winter — das Aergste zu befürchten sei. Gebirgswasser — das war die Schreckenslösung, die in den Niederungen von Mund zu Mund ging, und die größtmöglichen Vorbereitungen treffen ließ. Das sogenannte Grundwasser, das heißt, das Wasser, das allmählich von unten heraufstieg und fast alljährlich eintrat, war weniger zu befürchten, trotzdem es äußerst lange andauerte. So entsinne ich mich, daß wir buchstäblich — meine Eltern wohnten damals in der Nähe einer kleinen Stadt — im Jahre vorher von Neujahr bis Ostern, also während eines Zeitraums von zirka drei Monaten, vom Wasser umgeben und von jeder Verbindung abgeschnitten waren. Das Gebirgswasser dagegen, das im Durchschnitt alle drei Jahre einmal eintrat, und jedesmal den so gefährlichen Eisgang im Gefolge hatte, verschwand und fiel ebenso wie es gekommen, aber die Nacht, mit der es hereinbrach, war desto fürchterlicher, um so gefährlicher, als Niemand den Zeitpunkt der Ueberfluthung genau kannte, und die Gewalt des Elements vorher nicht ermessen werden konnte. Das letzte große Hochwasser war 1852 gewesen; an unserem Wohnhause in der Höhe des ersten Stockwerks befand sich damals noch ein schwarzer Strich, der die Stelle kennzeichnete, bis zu welcher das Wasser in jenem Jahre am höchsten gestiegen war. Ältere Bewohner erzählten uns, daß sie bequem damals im ersten Stockwerk in Waschküchen herumrubern konnten.

Gegen Ende des Jahres 1862 befand ich mich auf wenige Tage mit meinem Vater auf dem Gute des Polen B., der Besitzer bedeutender Ziegeleien war und mit dem mein Vater ein Geschäft abzuwickeln hatte. Da die Weihnachtsferien gerade eingetreten waren, hatte er mich mitgenommen. Die Ziegeleien und die Oefengebäude lagen in der Entfernung einer viertel Meile von der Warthe auf einer allmählich aufsteigenden Erhöhung. Am Abhange dieser Erhöhung lag ein kleines Dörfchen, dessen „Patron“ B. war. Anscheinend endloses Acker- und Wiesenland dehnte sich zu beiden Seiten der Warthe entlang aus, und eine Anzahl jener oben erwähnten Lehmhütten wurden dem Auge sichtbar. B. hatte mächtige Dämme aufzuführen lassen, die ganz dazu geschaffen schienen, auch der ärgsten Wassersüth Trost zu bieten. Der Kälte war keine Witterung gefolgt und der Schnee war verschwunden. Die Wiesen und das Ackerland erschienen wieder in ihrer schmutzig-olivengrauen Färbung. Das Wasser der Warthe war seit der letzten Nacht rasend gestiegen und seit dem frühen Morgen trieben bereits einzelne Eisschollen peilschnell den Strom hinab. Die Situation war eine besorgnißerregende, aber B. baute auf seine Dämme, und die Bauern und Tagelöhner unten in ihren elenden Lehmhütten bauten auf ihren „Herrn“. Der Tag neigte sich seinem Ende zu — nichts Gefährliches schien im Anzuge zu sein. Das Gerücht von den großen Schneemassen im schlesischen Gebirge schien übertrieben zu sein.

Es war gegen 1/4 5 Uhr, die helle Besperglode der Ziegelei hatte unlängst geläutet; die Arbeiter kanten ruhig ihre Stullen und tranken ihren Kaffee. Mein Vater stand mit dem Besitzer ruhig plaudernd auf dem Platz vor der Brennerei, ich neben ihnen. Es war ein ungemein klarer Tag, die Luft förmlich mild, und man konnte in bedeutender Entfernung unten in der Niederung noch jeden Gegenstand ziemlich genau erkennen.

Plötzlich kommt ein Bauer von der nächsten Brennerei in schnellem Lauf ohne Kopfbedeckung, die Fahrstraße entlang, auf uns zugelaufen und schreit, so laut, wie es nur seine Stimme vermag: „Das Wasser kommt! Das Wasser kommt!“ B. wird im Moment todtbleich und dreht sich um, wie von einer Natter gestochen. „Der Damm ist unten bei Bronsky (so hieß einer der Tagelöhner) durchbrochen, das Wasser kommt!“ tönt es nochmals aus dem Munde des Mannes, und im nächsten Augenblick erschallt es dreifach, vierfach: „Das Wasser kommt, das Wasser kommt!“ Unten in weiter Entfernung kreischt eine Weiberstimme, und von der Seite der Katastrophe her sieht man eine Frau über den Wiesengrund eilend laufen, an jeder Hand ein Kind.

Im Nu strömen die Arbeiter aus der Ziegelei — einen Moment nur sind sie starr vor Entsetzen, dann denkt jeder zuerst an seine Habseligkeiten oder an irgend etwas, das in Gefahr ist und das er zu retten beabsichtigt. B. will Befehle erteilen, aber die „Zucht“ hat ihr Ende erreicht. Jetzt wird es unten im Dorfe laut und die Rufe, die ertönen, sind immer dieselben: „Das Wasser kommt! Das Wasser kommt!“ Und unten in weiter, weiter Ferne, auf der schmutzigbraunen Fläche des Wiesengrundes zeigt sich ein schmaler, silberheller Streifen, der sich blendend in der Dämmerung von dem dunklen Grunde abhebt und sich in rasender Eile zu nähern scheint. Ein dumpfes, unheimliches Rauschen wird vernehmbar und immer lauter und

dumpfer schwillt es an. Der silberhelle Streifen wird immer breiter und breiter, binnen einer Minute wird aus ihm ein See, der seine Wogen lawinenartig heranwältzt. Dort ist noch ein großer, dunkler Punkt zu sehen, es ist ein Strauch — in der nächsten Sekunde ist er verschwunden, die Wogen wälzen sich über ihn hinweg. Ganz deutlich steht die Reihe der Bäume noch vor uns, deren Farbe noch eins mit dem Erdboden zu sein scheint — noch wenige Augenblicke, und sie stehen auf weißem Grunde. Das gurgelt und gurgelt immer näher, und glückt so eigentümlich und unheimlich, als hätte ein Hölletrachen sich aufgethan, und wolle durch Stöhnen seine Opfer anlocken. Wer dieses Gurgeln und Glucksen einmal in seinem Leben vernommen, dem tönt es ewig in seinen Ohren wieder. Das war der Grabgesang einer verheerenden Sturmfluth.

B. fliegt mit Windeseile davon, um ebenfalls zu retten und zu helfen, aus den einzelnen Schreckensrufen ist jetzt ein herzzerreißendes Stimmengewirr aller Tonarten geworden. „Mein Weib ist noch unten, meine Kinder! Helft sie retten!“ Ein härtiger Arbeiter stürzt noch zuletzt aus der Brennerei, den Abhang hinunter, quer über die Wiesen, einer entfernteren Hütte zu. Und gleich darauf schallt eine andere Stimme aus der Entfernung: „Bronsky's Hütte ist schon weg — seine Frau und Kinder müssen umgekommen sein!“

Aus dem Dorfe und den zerstreut liegenden Lehmhütten trägt man Betten, Kleidungsstücke, Möbel, allerhand Gegenstände im bunten Durcheinander zu uns herauf; hier oben ist alles geborgen, aber da unten!

Noch steht das kleine Haus dort, und gerade gegenüber, ziemlich dicht der Warthe zu. Erbarmen, jetzt ist der Damm dort auch durchbrochen. Das Wasser hat das Häuschen erreicht — ein Krach, ein hoher weißer Berg thürmt sich auf, das ist eine Eisscholle, noch einmal derselbe Krach und das Haus ist verschwunden. Wer noch dort unten geblieben, der ist unrettbar verloren. — Und eine Eisscholle folgt der andern, ein Krach dem andern — das sind die Schollen, die von dem Strome getrieben, krachend zusammenstoßen und sich gegenseitig zu zerpfüttern suchen. Die Ufer und Dämme verlieren jetzt immer mehr ihre Konturen und es wird finstler und finstler — die Dunkelheit vermehrt das Entsetzen. Das rauscht und zischt jetzt, als hätte die Erde sich geöffnet. Oben der dunkle Nachthimmel mit seinem majestätischen Schweigen und unten das brausende Element, das fortwährend nach neuen Opfern lechzt.

Die Nacht war vergangen, eine entsetzliche, lange elende Nacht für diejenigen, die fast ihr ganzes Hab und Gut verloren, und noch nicht wußten, welchen treuen Freund, dessen Ernährer, dessen Weib und Kind die Fluth verschlungen hatte. Endlich, endlich begann es im Osten zu dämmern, und nun ein Anblick, so majestätisch schaurig, wie ihn die Laune der Natur nur immer hervorzuzaubern vermag. So weit das Auge reichte, ein einziger Wasserspiegel, so ruhig, so glatt, so ohne jeden Wellenschlag, als stünde er seit Jahren so, und wäre nie von einem Windhauche getrübt. Einzelne Eisschollen trieben ruhig dahin, dort ein Strohdach, eine Wiege, ein Tisch, ein anderer Gegenstand, der nicht genau zu erkennen war. Von dem Dorfe war nichts mehr zu sehen, als der Kirchturm, alles andere war verschwunden. Bronsky, sein Weib und seine drei Kinder waren von der Fluth mit fortgerissen, von den übrigen fehlte Niemand. Acht Tage stand das Wasser, dann fiel es allmählich und zeigte den Blicken elende Trümmerhaufen — wenige Stunden hatten den Besitz fleißiger Menschen auf Jahre hinaus vernichtet.

[Nachdruck verboten.]

Nur ein Mädchen.

Von Bruno Wille.

(Fortsetzung und Schluss.)

Während er sich ankleidete, wurde noch einmal sein Nachdenken rege. Sollte wirklich keine Aussicht mehr sein? Könnte sich nicht schließlich doch eine Stellung darbieten? — Schließlich ja! Aber bis dahin bin ich längst heruntergekommen, und ein Lump wird nicht angestellt. Also erwarten mich Mangel, Sorge, Demüthigung und Schande, vielleicht noch Blindheit . . . o wie bitter, wie unerträglich bitter!

Ein Grausen packte den Armen; er lief aus seiner Wohnung auf die Straße. Anstatt die gewohnte Richtung nach dem Geschäft einzuschlagen, wählte er die entgegengesetzte. Der Sturm schnob kalt in sein Gesicht. Seine Gedanken hatten sich verwirrt.

Plötzlich zuckte er zusammen und blieb stehen; er hatte etwas höchst Interessantes bemerkt. Ein paar Schritte rückwärts waren in einem Ladenfenster allerlei Waffen, Büchsen und Pistolen zur Schau gestellt. Was mochte solch ein Revolver kosten? Der Preis stand auf einem angebundenen Kärtchen. Der Handlungsgehilfe griff in die Tasche und zählte hastig sein Geld; es reichte aus. Dann trat er in den Laden und verlangte in ruhigem Ton den Revolver nebst Patronen. Der Händler warf ihm aus ernsten Augen einen prüfenden Blick zu und gab zögernd das Verlangte.

Mit heimlicher Freude fühlte der Handlungsgehilfe den Revolver in der Tasche. Sein Schritt wurde munter. Er sah die Leute spöttisch an und dünkte sich an Verständigkeit über sie erhaben. „Ja, das war ein prächtiger Einfall! Aufrichtig gestanden, was habe ich hier noch zu suchen? Bin ich doch ein überflüssiges abgenutztes Mädchen.“

Der Lebensmüde gelangte an einen Bahnhof und blieb nachdenklich stehen. Dann trat er in das Gebäude, löste ein Billet nach einem Vorort der großen Stadt und bestieg den zufällig bereit stehenden Zug. Die Häuser, Gärten und Felder, welche bald darauf am Wagenfenster vorbeiflogen, waren ihm wohlbekannt. Gar manchen Sonntag Nachmittag war er hier hinausgefahren, um seine einzige Freundin, die Natur, zu besuchen. „Es ist wahr, ich muß von ihr Abschied nehmen. Wahrhaftig, wieder ein guter Gedanke!“

Der Zug hielt und der Handlungsgehilfe stieg aus. Er ließ die Häuser der Ortschaft zur Seite liegen und schlug einen Feldweg ein, welcher nach einem Föhrenwäldchen führte. Am Himmel zogen dunkle, gigantische Wolkenmassen. Der Sturm jagte über die braunen Acker. Ein kleiner Vogel wurde aus einer Furche aufgeschreckt, schoß mit ängstlichem Piepen eine Strecke durch die Luft und schlüpfte unter eine Dornenhecke. Nun zauselte und schlug der Sturm zornig die Dornenhecke.

Als der bleiche Mensch den Föhrenwald betrat, ging ein klagendes Säusen durch die Nadeln. Zwischen den braunen Stämmen schimmerte die Fläche eines Sees hindurch. Am abschüssigen Ufer ließ sich der junge Mann nieder und starrte auf das trübe, aufgeregte zitternde Wasser. Dann feuerte er, zog den Revolver aus der Tasche und betrachtete ihn von allen Seiten. Träumerisch, zerstreut, geistesabwesend lud er die Waffe, setzte mechanisch die Mündung an die Schläfe und drückte mit geschlossenen Augen los.

Nun vernahm er ein dumpfes Brausen, welches aber nicht drohend, sondern beruhigend klang. Es ist der See! dachte er und öffnete halb die Augen. Er bemerkte, daß er auf dem Rücken lag. Ueber ihm bewegten sich Föhrenzweige, und als er mühsam den Kopf zur Seite drehte, sah er die Wolken, den See, das abschüssige Ufer . . . und hier, dicht vor seinem Gesicht, war der Sand blutig.

Von Schwindel ergriffen schloß der Todesmüde die Augen. Was geschah war, fiel ihm plötzlich ein. „Ach ja, ich bin nur ein Mädchen!“ ging es durch den schwachen Kopf, und die Brust röchelte. Plötzlich aber wurde der absterbende Geist neu belebt durch einen überraschenden Einfall. „Aber wie? Bin ich nicht eigentlich ein Mensch? — Ja wahrhaftig, ein Mensch . . . In ein Mädchen war ich also nur verzaubert; ein böser Wahn . . .“ Und nun fiel dem Sterbenden ein altes Märchen ein, in welchem ein Heer von starren Steinen zurückverwandelt wird in eine glückliche Menschenmenge. So leuchtete es noch einmal befehlend auf in dem zerstörten Gehirn, und dann war alles erloschen.

„Also tot!“ murmelte der Geschäftsführer verdrossen, während die Handlungsgehilfen gespannt lauschten. „Todesgeschossen! Das hätte er nicht thun sollen. So viel Pietät für's Geschäft mußte er haben. Er hätte bedenken sollen, daß es immer Leute giebt . . . doch Sie werden derartigen Verläumdungen entgegenzutreten. Ich habe nur meine Pflicht gethan; ich vertritt die Interessen des Geschäfts und darf mich nicht von weichen Gefühlen leiten lassen. Das Geschäft ist ein Kampf; und wenn der Einzelne im Kampf zu Grunde geht, nun . . . so geschieht es doch für die Firma.“

Die amerikanischen Arbeiter und die Schutzoll- und Freihandelsfrage.

Zwischen der republikanischen und der demokratischen Partei der Vereinigten Staaten ist in prinzipieller Beziehung absolut kein Unterschied. Jede derselben ist darauf bedacht, an die öffentliche Krippe zu gelangen und dort so lange zu verbleiben, als irgend thunlich ist. Jede hat eine „Plattform“ (ein Programm) voll leerer, nichtsagender Phrasen, welche den Keim zum Fangen gutgläubiger Sumpel bilden, aber im Wesentlichen sind beide „Beute-Parteien“, deren großes Ziel ausschließlich die Erlangung von Prämien ist, mittelst welcher sie das Volk schröpfen und ihre Parteianghörigen bereichern. Wenn also die demokratische Partei für Freihandel und die republikanische für Schutzoll schwärmt, so ist das ein Mittel zum Stimmenfang aber keineswegs ein politisches Prinzip.

Bei jeder Präsidentenwahl — lesen wir in einem amerikanischen Arbeiterblatte — wird die Schutzollfrage zur „issue“ gemacht und wir würden es in der That nicht der Mühe werth halten, dieses „Prinzip“ zu besprechen, wenn nicht wieder eine Präsidentenwahl vor der Thüre stände und diese längst abgedroschene „issue“ nicht wieder vorgeritten würde und wenn es nicht noch eine große Zahl von Arbeitern gäbe, die sich in Wirklichkeit um diesen von den politischen Demagogen ihnen hingeworfenen Brocken balgten.

Es hat in den Vereinigten Staaten eine Zeit gegeben, wo der Schutzoll erforderlich erscheinen konnte, um in den Vereinigten Staaten eine Industrie zu entwickeln. Diese Zeit ist aber vorbei und die Amerikaner haben es so herrlich weit gebracht, daß sie sogar schon Waaren exportieren können, d. h. mit solchen Ländern Konkurrenz treiben, gegen deren Produkte der Einfuhrzoll schützen sollte.

Zu dieser aufsteigenden Entwicklung mag der Schutzoll manches beigetragen haben. Aber wie jedes

Ding seine zwei Seiten hat, so auch diese Frage, und die Rehrseite dieser Medaille besteht zunächst darin, daß der Schutzoll eine vermehrte Einwanderung von industriellen Arbeitern zur Folge hat, welche dann mit den amerikanischen Arbeitern auf eigenem Grund und Boden konkurriren. Man nehme die Seidenindustrie als Beispiel. Um diese Industrie in die Höhe zu bringen, hat man einen hohen Zoll auf europäische Seidenwaaren gesetzt. Da der Consum an diesem Artikel ein sehr bedeutender ist, so hat diese Industrie natürlich einen bedeutenden Aufschwung genommen und da die Schweizer Weber und die aus Südfrankreich, in Folge der Verringerung der Ausfuhr nach Amerika, außer Arbeit kamen, so wanderten sie selbst nach Amerika aus, um hier Arbeit zu finden.

Wer hat nun bei dieser Geschichte gewonnen oder wer verloren? Gewonnen hat der amerikanische Fabrikant, verloren der Importeur und der europäische Fabrikant. Da aber das Kapital international ist, braucht der europäische Unternehmer nur sein Kapital in andere Unternehmungen zu stecken, ja, er kann Aktien einer amerikanischen Fabrik kaufen und in Europa vom Ertrage der Arbeit seiner früheren „Arbeitnehmer“ weiter leben. Für den Arbeiter aber ist die Lohnabhängigkeit einfach von Lyon oder Basel etwa nach Paterson, verpflanzt worden.

Ziehen wir nun in Betracht, daß in Amerika die unbezahlte Mehrarbeit für den Kapitalisten eine viel bedeutendere ist als in Europa, oder mit anderen Worten, daß hier den Arbeitern für den verhältnismäßig höheren Lohn höhere Leistungen ausgenötigt werden, und daß durch die unausgesetzte Einführung verbesserter Maschinen die Arme der Arbeitslosen immer größer anwächst (was wieder auf die Löhne drückt) dann müssen die amerikanischen Arbeiter zum Schutze gelangen, daß sie Schutzmaßregeln gegen die heimische Ausnutzung viel nöthiger hätten, als solche gegen die Einfuhr auswärtiger Produkte.

Es ist also eitel Schwindel, wenn die republikanische Partei in den Vereinigten Staaten auf Grund ihres Schutzoll-Kaders das Votum der Arbeiter beansprucht, wie es Schwindel ist, wenn die demokratischen Demagogen dasselbe auf Grund des Freihandels verlangen. Beide sind kapitalistische Parteien und ihre Stellung zu den Arbeitern reduziert sich, wenn von allen Floskeln entkleidet, einfach auf die Frage des Kochs an das Huhn, ob es gebraten oder gekocht verspeist zu werden wünscht. „Wir warten — schreibt unser Arbeiterblatt zum Schluß — auf die Partei, welche die Abhängigkeit der Masse von einer Klasse beseitigen will. Und da wir eine solche nur aus uns selbst heraus erwarten können, so muß all' unser Dichten und Trachten darauf gerichtet werden, die Arbeitermassen politisch zu vereinigen und sie zunächst über die Maßregeln aufzuklären, die ihre natürlichen Gegner anwenden, um sie untereinander gespalten zu erhalten und mit Zerlichtern, wie Schutzoll und Freihandel, sie noch tiefer in den Sumpf kapitalistischer Ausnutzung hineinzuzerren.“

Von der Lage der Arbeiterinnen,

die in der City London's beschäftigt sind, entwirft Margaret E. Hartneß folgendes trübselige Bild:

„So weit ich es habe feststellen können, giebt es wenigstens 200 Berufe, in denen Mädchen in der City beschäftigt sind. Einzelne Zweige beschäftigen Hunderte, andere nur 50 oder 60. In der Buchdruckerlei sind vielleicht die meisten thätig, aber auch in der Bürstenmacherei, Knopfmacherei, in der Cigarettenfabrikation, Kürschnerei, in der Herstellung von Parfümerien, in der Konfektion und im Posamentier-Gewerbe u. s. f. finden wir Mädchen thätig.“

„Dieselben können etwa in zwei Klassen geschieden werden: in solche, welche in der Woche 8—14 Mark verdienen, und solche, welche nur 4—8 Mark erhalten. Wenn man die Zeit der Geschäftsstille mit berücksichtigt, so wird man, ohne fehl zu gehen, den Wochendurchschnitts-Verdienst bei der ersten Klasse auf ungefähr 10 Mk., bei der zweiten Klasse auf 4½ Mk. annehmen können; manche Wochenlöhne stehen noch niedriger, andere dafür etwas höher.“

„Die Arbeitsstunden dauern fast durchgängig von 8 Uhr früh bis 7 Uhr Abends, mit einer einstündigen Unterbrechung für das Mittagessen und einem Halb-Feiertag am Sonnabend. Ich wüßte wenige Fälle, wo die Mädchen kürzere Zeit arbeiten; viele Fälle sind mir aber bekannt, wo bis 10 oder gar 11 Uhr Nachts gearbeitet wird, einige Fälle sogar, wo die Arbeitszeit die ganze Nacht hindurch währte.“

„Ein großer Unterschied in der Lebenslage besteht zwischen beiden Klassen nicht: einer schlechter Gelohnten wird es von den Arbeitgebern erlaubt, alte Kleider und Schuhe zu tragen; die besser Bezahlten müssen „anständig“ gekleidet sein, das ist der ganze Unterschied! Ich habe oft reiche Damen sagen hören: es kann doch den Arbeitermädchen gar nicht so schlecht gehen, da sie sich stets so sehr pudeln! Wenn diese Frauen nur wüßten, welche Entbehrungen sich solche Mädchen auferlegen müssen, um sich das zu erringen, was ihre Unternehmer als „anständiges Äußere“ verlangen, so würde ihr Urtheil ganz anders lauten!“

„Ich will zwei typische Beispiele dafür anführen: Ein Mädchen bewohnt ein kleines Zimmer, für welches sie 5 Mk. wöchentliche Miete zahlt; sie verdient 10 Mk. pro Woche in einer Druckerlei. Sie arbeitet von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, dann kehrt sie nach Hause zurück, um das Waschen, Kochen, Ausbessern u. s. w. zu besorgen, wie dies in der auf nur ein Zimmer beschränkten Woh-

nung mehr als sonst nöthig ist. Sie hat dabei noch eine alte arbeitsunfähige Mutter zu ernähren. Verfloffene Weihnachten war die Arbeiterin 16 Jahre alt geworden. — Ein anderes Mädchen, welches mit Vater, Mutter und sechs Geschwistern zwei Kellerstuben bewohnt, verdient wöchentlich in einer bekannten Fabrik 3,50 Mk. Sie ist 17 Jahre alt, sieht aber nicht älter aus wie ein 10 bis 11 jähriges Kind. Jeden Morgen muß sie eine halbe Stunde weit zur Arbeitsstelle gehen und um 8 Uhr an der Arbeit sein, jeden Abend geht sie denselben Weg zurück und trifft um 7 Uhr zu Hause ein. Kommt sie in der Fabrik auch nur 5 Minuten zu spät, so hat sie 7 Pence (56 Pfg.) Strafe zu zahlen; fehlt sie einen ganzen Tag über, so wird sie „gedrillt“, das heißt: sie erhält eine ganze Woche lang keine Arbeit!! Der Vater ist schon seit 6 Monaten ohne Arbeit, sodas ihre 3,50 Mk. der ganzen Familie zuschießen. Ihre Nahrung besteht aus drei Brodstücken, welche sie in die Fabrik für Mittag mitnimmt, — aus einer Brodstulle und etwas dünnem Thee zum Frühstück und Vesper.“

„Diese Fälle stehen durchaus nicht so vereinzelt da; man findet überall ähnliche in London, und manche Familien müssen sich bei den jetzigen schlechten Zeiten von der Arbeit eines oder zweier solcher Mädchen ernähren lassen, die selber kaum ein paar Schillinge verdienen können. Es ist geradezu auffällig, daß man in der Despektlichkeit so wenig Interesse für diese Mädchen zeigt, die doch der-einst die Mütter der nächsten Generation werden sollen.“

„Ich habe starke Männer weinen sehen, weil sie ihren Kindern kein Brod zu geben hatten. Ich weiß, daß an den Londoner Docks die Eisengitter durch starke Holzbarriären ersetzt worden sind, weil die hungernden Männer im Hintergrunde so stark auf ihre Vordermänner drängten, daß Letztere von den Eisentangen fast in Stücke zerschnitten wurden. Ich sah, wie man einen Aufseher schlug, weil er keine Arbeit zu vergeben hatte, und ich selber entging nur mit genauer Noth der Gefahr, von einem Stein getödtet zu werden, den ein Mann nach einem Aufseher geschleudert hatte, weil — seine Familie hungerte und er keine Arbeit erhalten konnte. Aber ich kann sagen, daß ich von allen Opfern unseres gegenwärtigen Nothstandes diese armen Arbeiterinnen am meisten bemitleide.“

Baukrach in Berlin in Aussicht.

— Wir haben früher einmal geschildert, wie der Baustellenwucher und der Bauschwindel in Berlin sein Wesen treibt. Die Bausppekulanten hatten in den letzten Jahren ganz besonders den Westen Berlins zum Schauplatz ihrer Thätigkeit gewählt, und sind hier ganze Straßen mit himmelhohen Miethskafernen, äußerlich sehr stolger, innerlich sehr unsolide, entstanden.

Die Spekulation paßt sich wie bekannt nie dem wirklichen Bedürfnis an, sondern strebt nur, durch scheinbare Billigkeit für ihre Erzeugnisse schnell einen Markt zu finden. Mag dann der Dumme, dem die Sache ausgehängt ist, sehen wie er zurecht kommt. So sind denn auch im Westen nicht die ganz erheblich in Berlin mangelnden Häuser mit mittleren und kleineren Wohnungen entstanden, die reißend im Preise steigen, sondern nur Häuser mit großen und theuren, sogenannten „herrschaftlichen“ Wohnungen, an welchen ein erheblicher Ueberschuß besteht. Diese Häuser stellen sich nämlich verhältnismäßig billiger her, und loden unerfahrene Käufer besser an.

Nun stehen ganze Straßen solcher neuen Gebäude im Westen leer. Der Preis derselben ist durch die wucherischen Preise von Grund und Boden und durch den Wucher mit den Baugeldern so erheblich in die Höhe geschwollen, daß die Besitzer, wenn sie nicht mit Schaden arbeiten wollen, auf hohe Miethen halten müssen, die Niemand zahlen will. Da ist denn der Krach unvermeidlich geworden.

Das ist eine notwendige Folge unserer heutigen Wirthschaftsweise. So ein Haus geht dann durch zwei bis drei Zwangsverläufe, bis es in den Besitz des eigentlichen im Hintergrunde sitzenden Spekulanten, einer Bau-bank oder eines sonstigen Wucherers kommt, die es billig genug erziehen, um auch bei anfangs niedrigeren Miethen noch auf ihren Profit zu kommen.

Das Großkapital hat profitirt, so und so viel kleinere wirthschaftliche Existenzen sind vernichtet oder schwer geschädigt, aber Staat und Gesellschaft ist tadello. Daß die neue Baupolizeiverordnung für diesen Krach mit verantwortlich gemacht wird, ist nur Unternehmer- und Spekulanten-Humbug. Wenn die Polizeiverordnung die Bebauung verhindert oder vermindert, so müßten doch die schon fertigen Häuser davon Nutzen haben.

Planlose Spekulation, die in der Natur unserer wirthschaftlichen Ordnung liegt, ist ganz allein schuld an der heutigen Verlegenheit der Hausbesitzer im Westen Berlins. Die Berliner Bauhandwerker mögen sich versehen. In diesem Baujahr wird es häufiger als sonst am Zahltag kein Geld geben.

Zwangskassen und freie Hilfskassen.

Die „Neue Tischlerzeitung“, eines der tüchtigsten deutschen Fachblätter, beschäftigt sich in einer längeren Artikelserie mit dem Kampf gegen die freien Hilfskassen der Arbeiter und kommt dabei auf die Behauptung zu sprechen, die Zwangskassen seien durch das Gesetz stiefmütterlich behandelt, während die Hilfskassen mancherlei Vorrechte genießen. Das Blatt bemerkt dazu:

Es heißt zunächst, daß alle gewerblichen Arbeiter

